

## Streetworker in Bremen

# Vom Süchtigen zum Streetworker

### Ausstieg aus der Drogenszene: Payam Abbassi war 15 Jahre lang abhängig

*Kristin Hermann*

Payam Abbassi hat lange überlegt, ob er seine Geschichte erzählen soll. Sein engstes Umfeld kennt sie längst, doch will er sie auch der Öffentlichkeit preisgeben? Wie werden die Nachbarn reagieren? Wie die Lehrer seiner Kinder? Abbassi, 53 Jahre alt, wohnt mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in einem gut situierten Bremer Stadtteil – es ist ein schönes Leben, sagt er. Doch das war lange Zeit nicht der Fall. Bis vor 18 Jahren war Abbassi abhängig von harten Drogen.

Die wachsende Drogenszene rund um den Hauptbahnhof und die Begleitumstände, die damit einhergehen, bewegen seit Monaten viele Bremerinnen und Bremer. Auf der einen Seite ist es schwer mit anzusehen, wie die Betroffenen unter ihrer Sucht leiden, auf der anderen Seite führt es dazu, dass viele sich inzwischen in gewissen Teilen der Stadt nicht mehr sicher fühlen. Abbassi weiß um diesen Zwiespalt, er arbeitet als Streetworker am Hauptbahnhof und sieht jeden Tag, was Drogen aus einem Menschen machen können. Nicht vielen gelingt der Ausstieg aus dieser Welt. „Aber es ist möglich“, sagt er. Indem er seine Erfahrungen teilt, will er anderen Erkrankten Mut machen. Er wünscht sich, dass Suchterkrankungen ihr Stigma verlieren.

Erste Berührungen mit Drogen macht Abbassi in seinem Heimatland Iran, wo er 1970 geboren wird. „Ich komme aus einer Mittelschichtsfamilie, meine Eltern haben mich liebevoll aufgezogen“, sagt er. Dennoch habe er schon als Kind eine Leere gespürt, die er nie wirklich greifen konnte. „Ich habe mich häufig nicht zugehörig und minderwertig gefühlt.“

Als er zehn Jahre alt ist, beginnt in seiner Heimat der Erste Golfkrieg. Die Familie verliert ihr Zuhause und muss zu Verwandten in eine andere Stadt fliehen. Während seine Familie in den Folgejahren nach Deutschland flüchtet, muss Abbassi im Iran bleiben und Wehrdienst leisten, berichtet er. Die ständige religiöse Manipulation, die er von Teilen des Militärs erfahren habe, sei nur schwer zu ertragen gewesen. „Meine Eltern waren Atheisten. Plötzlich wurde davon gesprochen, dass wir als Märtyrer ins Paradies kommen können. Mit 18 Jahren ist man eigentlich noch ein Hosenscheißer und will bei seiner Mama sein“, sagt er.

In den Bunkern, in denen die jungen Männer verharren müssen, raucht er zum ersten Mal Cannabis. „Ich hatte plötzlich so ein warmes Gefühl, als hätte ich meine verlorene Hälfte gefunden“, erinnert er sich. Doch der Effekt habe nur kurz angehalten. Nach etwa einem Jahr hält Abbassi es nicht mehr aus – die Schusswechsel, die Menschen, die vor seinen Augen sterben. Es sei zu viel für ihn gewesen, sagt er. Er desertiert und flüchtet mithilfe eines Schleusers zu seiner Familie nach Deutschland.

Dort wohnt er erst in einer Unterkunft für Asylbewerber in Frankfurt, später in Hamburg. Besser wird seine Situation in Deutschland aber vorerst nicht. Es habe Probleme mit seinem Aufenthaltsstatus und mit einer Arbeitserlaubnis gegeben. „Für das deutsche Hilfesystem war ich ein Mensch zweiter Klasse. Ich habe schnell gemerkt, dass ich meine eigenen Visionen für die Zukunft nicht so schnell umsetzen kann. Statt weiter zu versuchen, mich zu integrieren, habe ich Drogen genommen“, sagt er.

In Hamburg kommt Abbassi das erste Mal mit harten Substanzen in Kontakt. Heroin und Kokain werden seine ständigen Begleiter, die Stadt ist sein Spielplatz, so beschreibt er es. Zwischenzeitlich versucht er sich an einem bürgerlichen Leben, hat eine Partnerin, sein erster Sohn wird geboren. Doch häufig kommt es zu Streit mit seiner Familie. „Ich konnte mich nicht spüren und wusste nicht, was mit mir los ist“, sagt er. Die Drogen hätten diese Gefühle verschwinden lassen.

Immer wieder begibt sich Abbassi über die Jahre in Entgiftungen und Therapien. „Ich hatte nie Probleme damit, clean zu werden. Clean zu bleiben, war die große Herausforderung“, sagt er. Bei den meisten klassischen Therapien habe er keine guten Erfahrungen gemacht. „Es ging oftmals nur um die Aufarbeitung meiner Vergangenheit, aber nicht darum, wie ich es schaffe, im Alltag keine Drogen mehr zu nehmen“, sagt er. Auch mit Rassismus sei er konfrontiert worden. „Ein Therapeut hat zu mir gesagt, ich solle dankbarer sein, dass ich als Asylbewerber überhaupt hier sein darf, und mich nicht wie eine Sau benehmen“, erzählt Abbassi. Oftmals habe er mit Schamgefühlen zu kämpfen gehabt.

Während der Jahre seiner Sucht macht er die verschiedensten Phasen durch und kommt mit allen Gesellschaftsschichten in Kontakt. Abbassi erzählt von Partys der Hamburger Schickeria – mit Schauspielern, Designern, Journalisten, Anwälten. Und er erzählt von ganz unten. Von der Zeit, als er obdachlos wurde und am Hamburger Hauptbahnhof schlief. Als er andere ausgenutzt und bestohlen hat und dafür ins Gefängnis musste. „Das hat mir keine Freude bereitet. Ich habe selbst unter dem Monster gelitten, das ich geworden war, und meinen Lebenswillen verloren“, sagt er.

Den Ausstieg schafft er nach rund 15 Jahren Drogenkonsum schließlich mit den sogenannten Narcotics Anonymous (NA), einer internationalen Selbsthilfegemeinschaft von genesenden Süchtigen, die sich gegenseitig helfen, clean zu werden und clean zu bleiben. „Ich kann mich noch genau an das erste Treffen erinnern“, sagt Abbassi. „Schön, dass du da bist, waren die Worte zur Begrüßung. Das hatte lange niemand mehr zu mir gesagt.“

Ähnlich wie bei den Anonymen Alkoholikern gibt es bei NA ein Zwölf-Schritte-Programm. Das Motto der Bewegung lautet „Just for today – Nur für heute“. „Für immer clean zu bleiben, erscheint den meisten Süchtigen als zu große Bürde. Deshalb ist es hilfreicher, von Tag zu Tag zu denken“, erklärt Abbassi. Er sucht sich einen sogenannten Sponsor, eine Vertrauensperson in der Gruppe, die ihm besonders zur Seite steht. Noch heute verbinde die beiden Männer eine tiefe Freundschaft.

Im Unterschied zu seinen vorherigen Therapien habe Abbassi unter anderen Suchtkranken das Gefühl gehabt, kein Aussätziger zu sein. „Da waren plötzlich viele Menschen wie ich, denen der Ausstieg gelungen ist. Das hat mich motiviert“, sagt er. In der Gruppe habe er sich erstmals getraut, von seinen Tiefpunkten zu erzählen, weil niemand seine Taten verurteilt habe.

Mit Mitte 30 schafft Abbassi es, sein Leben noch einmal auf null zu setzen. Er heiratet ein paar Jahre später und bekommt mit seiner Frau zwei Kinder. Um der Gesellschaft etwas zurückzugeben, entscheidet er sich für Soziale Arbeit und ist von da an als Streetworker in den großen Drogenbrennpunkten des Landes unterwegs – Hamburg, Berlin, Frankfurt, Abbassi wirkt an Bundesprojekten mit.

Im vergangenen Jahr hat er bei einem Bremer Träger eine Stelle im Bereich Muttersprachliches Streetwork angetreten. Weil Migranten und Geflüchtete inzwischen einen erheblichen Anteil der offenen Drogenszene ausmachen, sollen sie über Sozialarbeiter, die ihre Muttersprache und kulturellen Hintergründe kennen, eine leichtere Anbindung an das Drogenhilfesystem bekommen. Ein guter Ansatz, doch Abbassi stört sich oft an bürokratischen Hürden, die das Hilfesystem und den Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt aus seiner Sicht erschweren. In vielen seiner Klienten erkenne er sich selbst wieder.

Was seine Sucht einst ausgelöst hat, spielt für den 53-Jährigen heute keine Rolle mehr. „Ich würde antworten, dass ich schon süchtig auf die Welt gekommen bin“, sagt er. Zwar gebe es bestimmte Ereignisse im Leben, die Sucht begünstigten, doch nicht jeder würde automatisch drogenabhängig werden. „Viele Abhängige sehen sich nur als Opfer, dabei werden sie auch zu Tätern. Am meisten sich selbst gegenüber.“ Er habe gelernt, zu akzeptieren, dass er eine Krankheit

habe, die ihn sein Leben lang begleiten wird. Deshalb gehe er noch immer regelmäßig zu den Treffen der Selbsthilfegruppe. „Es gibt nach wie vor Momente, die schwierig sind. Aber diese Gedanken mit anderen zu teilen, lässt es leichter werden.“